

Predigt Mariä Himmelfahrt (1 Kor 15,20-27a), Warendorf 2015

Das folgende Gedicht stammt von Joseph von Eichendorff:

„Ergebung“

Es wandelt, was wir schauen,
Tag sinkt ins Abendrot,
Die Lust hat eignes Grauen,
Und alles hat den Tod.

Ins Leben schleicht das Leiden
Sich heimlich wie ein Dieb,
Wir alle müssen scheiden
Von allem, was uns lieb.

Was gäb es doch auf Erden,
Wer hielt' den Jammer aus,
Wer möcht geboren werden,
Hieltest du nicht droben haus!

Du bist's, der, was wir bauen,
Mild über uns zerbricht,
Dass wir den Himmel schauen -
Darum so klag ich nicht.

Nichts hat Bestand, sogar „die Lust hat eigenes Grauen“, man sieht förmlich, wie der Tod hinter Herr Jedermann lauert.

Zwei Strophen lang wird uns unsere Hinfälligkeit gezeigt, werden wir ans Sterbenmüssen erinnert. Aber in den folgenden beiden Strophen dürfen wir den Blick wieder aufrichten, bis zum Himmel hinauf, dürfen uns sogar des Lebens freuen, weil es diesen Himmel gibt und den, der dort das Sagen hat.

Eichendorff hat dieses Gedicht 1837 geschrieben. Armin Ayren fragt in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ob dieses selbstverständliche Gottvertrauen nicht schon damals für die Mehrzahl der Leser ein Anachronismus war, eigentlich gar nicht mehr in die Zeit paßte.

Immerhin schrieb Ludwig Feuerbach 1841, also nur vier Jahre später, sein Buch „Das Wesen des Christentums“. Darin hat er die These vertreten: Nicht

Gott hat den Menschen nach seinem Bild geschaffen. Es ist genau umgekehrt: Der Mensch schuf sich Gott nach seinem Bild.

Ich erinnere mich an eine Religionsstunde in der obersten Klasse des Gymnasiums, wo einer meiner Schüler das mit einem Stück Kreide an der Tafel demonstrierte: Nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott! Dem jungen Mann schien das einfach durchschlagend und überzeugend. Diese Religionsstunde spielte im Jahr 1968 auf dem Höhepunkt der Studentenrevolte. Damals waren die Gedanken von Feuerbach und Marx sehr gefragt. Karl Marx hat die These Feuerbachs ja so ausgedrückt: „Religion ist Opium des Volkes“. Lenin hat später dieses Wort noch verschärft: „Religion ist Opium für das Volk“. Also: Die Mächtigen benutzen die Religion, um die Armen kusch zu halten. Karl Marx hatte die Religion noch verständnisvoller gesehen. Er nennt sie im gleichen Atemzug den Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt“.

Der Philosoph Eduard von Hartman hat dazu geschrieben: „Nun ist es ganz richtig, dass darum etwas noch nicht existiert, weil man es wünscht, aber es ist nicht richtig, dass darum etwas nicht existieren könne, weil man es wünscht... wenn die Götter Wunschwesen sind, folgt daraus für ihre Existenz oder Nichtexistenz gar nichts.“ (Geschichte der Metaphysik, Leipzig 1906, zweiter Band, 444, zitiert bei Gollwitzer 62)

Zurück zu unserem Gedicht. Diese vier einfach scheinenden, in Wirklichkeit höchst kunstvoll den Liedstrophen sind von einem solchen Wohlklang, dass Armin Ayren fragt: „Was so vollkommen gesagt, ist kann das falsch sein?“ Rüdiger Safranski, einer der führenden Intellektuellen unseres Landes, hat vor einigen Jahren geschrieben: „Das Publikum wünscht, glauben zu können.“ Das Publikum, also eine große Öffentlichkeit hierzulande. denkt so: Es wäre schön, wenn wir glauben könnten.

Das heutige Fest lädt uns genau dazu ein: Maria Himmelfahrt. Maria ist ganz und gar, mit Leib und Seele, bei Gott geborgen, aufgehoben. Und wir dürfen das auch für uns erhoffen.

„Christus ist von den Toten auferweckt worden als der Erste der Entschlafenen.“ (1 Korinther 15,20) Seine Auferstehung aus dem Tod, sein Hinübergang in den Himmel, in die ganz andere Welt Gottes, soll alle Menschen ergreifen, „denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus alle lebendig gemacht werden.“ (1 Korinther 15,22) Alle, heißt es bei Paulus. Er formuliert damit eine universale, alle Menschen umgreifende Hoffnung.

Allerdings stößt er hier in Kapitel 15 des ersten Korintherbriefes an den äußersten Rand dessen vor, was man mit menschlicher Sprache noch sagen kann. Der große evangelische Theologe Paul Tillich hat in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts geschrieben: Über Auferstehung, über das Leben nach dem Tod lässt sich überhaupt nur „in poetischen Bildern“ etwas sagen. Übrigens hat unser früherer Papst Benedikt in seinem letzten Jesus-Buch dasselbe gesagt: Über Auferstehung können wir nur in Metaphern reden, in Bildern.

Und darum ist das Gedicht von Joseph von Eichendorff so grandios:

Es wandelt, was wir schauen,
Tag sinkt ins Abendrot,
Die Lust hat eignes Grauen,
Und alles hat den Tod.

Ins Leben schleicht das Leiden
Sich heimlich wie ein Dieb,
Wir alle müssen scheiden
Von allem, was uns lieb.

Was gäb es doch auf Erden,
Wer hielt' den Jammer aus,
Wer möcht geboren werden,
Hieltst du nicht droben haus!

Du bist's, der, was wir bauen,
Mild über uns zerbricht,
Dass wir den Himmel schauen -
Darum so klag ich nicht.

(Dr. Franz-Josef Ortkemper, Stuttgart/Waiblingen)